



## **Der Mensch in der Berufssarbeit**

**Blume, Wilhelm**

**Berlin [u.a.], 1951**

Blume, Wilhelm Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt  
Ludwigsburg

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](#)

auch die mehr wissenschaftlich Arbeitenden den Fabrikationsprozeß aus eigener Mitbetätigung sich zu eigen machten.

„Ich bin hier eigentlich zufrieden, wie ich es selten bei einer Arbeit war“, bekannte Daggy dem Dr. Staff, als man auf dem Fabrikhof sich trennte; „man hat's sich im Labor nicht träumen lassen, welche Genauigkeit man bei den Dingen anwenden muß, die dem Außenstehenden als grobe Handwerksarbeit erscheinen. Ist es nicht impionierend zu sehen, aus wieviel Einzelvorgängen sich das kleinste Stück Leistung zusammensetzt!“. „Ich könnte beinah den armen Faden bedauern, soviel Strapazen unterwirft man ihn“, schaltete Rigo in seiner bedachtsamen Art ein. „Wenn nicht jede Handreichung oder Kontrolle dabei exakt gemacht wird, taugt der ganze Prozeß nichts“, brachte Daggy ihren Satz zu Ende. „Wenn man es mit dem richtigen Gefühl ansieht, ist das schon richtig“, schloß Staff die kleine Plauderei ab; „freilich ohne das Laboratorium stände die ganze Fabrik nicht, aber die peinliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit an den Maschinen hält sie aufrecht“.

Nach Kasimir Edschmids „Zauberfaden“, Roman einer Industrie, 1949.

## Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg

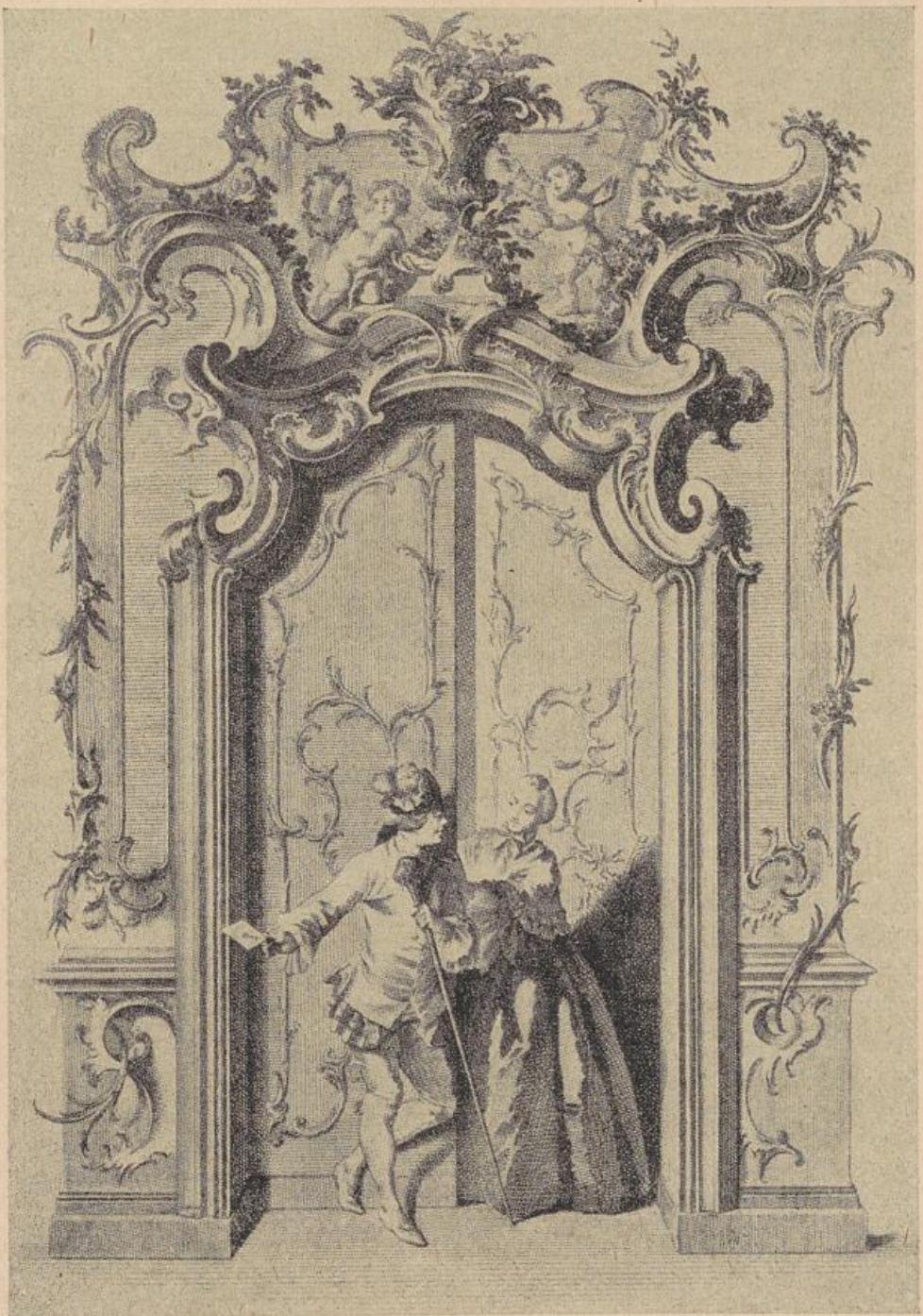
Unsere Schul-Schwabenfahrt auf Schillers Spuren mußte selbstverständlich auch in Ludwigsburg haltmachen. Hat doch das „Fritze“ hier nicht nur die Lateinschule — unter der strengen Kontrolle des Vaters — besucht; hier im herzoglichen Schloßtheater hat er sich auf Beamtenfreiplatz an den Massenaufgeboten kostümierter Regimenter berauscht und sein dramatisches Regietalent sich regen fühlen (man denke an Wallensteins Lager, an den endlosen Krönungszug in der romantischen Tragödie um die Jungfrau von Orleans, oder an sein Schauspiel Wilhelm Tell, in dem er ein ganzes Volk auf die Bretter gestellt hat!); dort oben, hoch über der Stadt im herzoglichen Lustschloß, das zwar nicht Sanssouci, doch nicht minder französisch Solitude hieß, hat er seine ersten Akademiejahre unter den Aufpasseraugen Karl Eugens verbracht, demselben Schloß, in dem später Vater Schiller als Direktor der herzoglichen Gärten gewohnt und sich — von Beruf Bader und Feldscher — als Schriftsteller über Baumschulen einen Namen gemacht hat. — — — So standen wir frühzeitig vor der gewaltigen Anlage des Stadtschlosses mit seinen kasernenhofartig anmutenden Gebäudekarrees, zum Teil gespannt, ob da drinnen in der Fürstengruft die Fluchworte des schwäbischen Revolutionsdichters Daniel Schubart über die hochwohlgeborenen Schädel und Knochen noch nachhallen würden.

— — Aber die Flügeltüren der fürstlichen Audienzzimmer sollten sich laut Auskunft erst um 10 Uhr dem Publikum öffnen. Wo sollte man die lange Wartezeit verbringen oder, höfisch gesagt, „antichambrieren“?

Da lasen wir an der Ecke der Schloß- und Kasernenstraße ein Schild: Orgelbauanstalt E. F. Walcker & Cie., gegründet 1786. Wir gingen hinein. Und ein zweites Gesicht hat seitdem Ludwigsburg für uns Schwabenfahrer bekommen. In der verwunschenen Residenz a. D. eine Weltfirma, ein auf Handwerk gegründetes Riesenunternehmen!

An duftenden Stapeln astreinen Holzes vorbei, das in ständig brennenden Dampfheizanlagen getrocknet wird, betrat wir die Schreinerei. Elektromotoren trieben dort Pendel-, Band-, Zirkel- und Schweifsägen, Dicktenhobel-, Langlochbohr- und Labienfräsmaschinen. Im Gubekeller wurde der Feingehalt der Metallblöcke ausgewogen; die breiige Zinnmasse paarte sich mit dem Bleizusatz. So mochte unserem Schiller zumute gewesen sein, als er vor den Toren Rudolstadts vom Waldspaziergang aus zufällig an die Werkhalle des Glockengießermeisters trat! Aus den gewalzten Zinnplatten wurden die einzelnen Stücke je nach der Größe der Pfeifen herausgeschnitten, poliert, gerundet, zusammengelötet und mit „Füßen“ versehen. In einem anderen Raum wurden Holzkästen mit schweren Rahmen umgeben; ihre Oberflächen mit gleichlaufenden Kanälen durchzogen, sogenannte Windladen, auf denen die Pfeifenreihen eines Registers später ruhen, jede einzelne damit verbunden. Daneben klebten Frauen Bälge, die Lungen der Orgel. Oder Elektromonteur e fädelten in die Spieltische einen Wirrwarr von Drähten ein, die Nervenstränge und Nervenbündel des entstehenden Instruments — oder dürfen wir sagen Lebewesens? Hunderte von Ventilen, Kontakten öffnen sich und schließen sich in dieser „Traktur“ mit Blitzesschnelle, wenn die Finger des Orgelspielers über die Tasten gleiten. Eine Präzisionsarbeit ohnegleichen! Aus mehr als tausend Teilen und Teilchen zusammengesetzt, wuchs in der 12 m hohen Orgelbauhalle vor unseren Augen das für die Weltausstellung in Barcelona bestimmte Werk empor. Jedes wird erst probeweise fix und fertig aufgebaut und ausprobiert, ehe es, wieder auseinander genommen, in die Versandräume kommt. Fast rührend war die Äußerung eines Herrn, der in dem Intonierungszimmer alle Pfeifen einzeln abhört: „Uns umgeben unser Leben lang nur unreine Töne; wenn's klingt, nimmt man sie uns weg; den Genuss haben die andern.“

Und wo erdröhnen, brausen, summen, klagen, jubilieren diese Ludwigsburger Orgelregister? Überall auf Erden — in den Kirchen Kairos, in der Bostoner Musikhalle, in Kalkutta. Nach den Philippinen sind allein 36 Orgeln verfrachtet worden. Facharbeiter müssen sie oft begleiten und an Ort und Stelle einrichten, was manchmal



Joh. E. Nilson

*Flügeltür zu einem Rokokozimmer  
in einem fürstlichen Lustschloß (um 1763)*

über ein Jahr in Anspruch nimmt und die Beteiligten nebenbei mit Land und Leuten bekannt macht. Im Petersdom in Rom kann eine Walckerorgel, viele Zentner schwer, auf einem fahrbaren Gestell von einer Seitenkapelle in die andere gefahren werden, wie das Bedürfnis der Andächtigen es erfordert. An jenem Morgen, an dem wir durch das Haus geführt wurden, war das Neuste im Betrieb die mehr fabrikmäßige Herstellung von Hausorgeln, nicht viel größer als ein Klavier, die Pfeifen aus Raumersparnis zum Teil quer gestellt; Oskalyd heiße das Miniaturinstrument nach dem Vornamen eines der Inhaber; „ohne wohlklingenden Namen geht's heute nicht mehr ab“, sagte unser Begleiter leichthin. Zum Schluß ließ er uns noch einen Blick in die Kunsttischlerwerkstätte tun, wo die Orgelgehäuse entstehen; sie müssen natürlich den Baustilen der einzelnen Kirchen oder Konzert- bzw. Kinosäle angepaßt werden; Holzbildhauer schnitzen Heilige, allegorische Figuren, Kapitelle und Ornamente. Hier und da an den Wänden der Zeichensäle oder in den Treppenaufgängen hingen Ehrendiplome oder Köpfe aus der Bürgerdynastie dieser Orgelbauer. Da war z. B. der Gründer der Firma Eberhard Friedrich, die mit zwei Gesellen angefangen hatte. Seit Erbauung der Orgel in der Frankfurter Paulskirche 1830 gewann der Name Geltung. In der Familienchronik wird von dem Wagnis erzählt, in den Orgelplan für Frankfurt ein 32fußiges Register aufzunehmen, d. h. ein Register mit offenen Holzpfeifen, deren größte 32 Fuß Länge haben und die tiefsten Baßtöne bis zum Doppel-Orgel-C hervorbringen sollte. Trotz vieler Abmahnungen ließ der Sohn des Gründers die kolossalen Dinger anfertigen und einsetzen. Aber wie erschrak er, als nach dem Tastenanschlag bei den tiefsten Pfeifen kein Ton vernehmbar war. In aller Heimlichkeit rechnete er seine mathematisch-physikalischen Ansätze nach, vertiefte sich in die Möglichkeiten, probierte — immer vergebens! Als er wieder einmal mittags bedrückt die Kirchentreppe hinabstieg, hörte er plötzlich von der in der Nähe eingerichteten Notwerkstatt herüber einen außerordentlich starken, sehr tiefen Ton. „Was habt ihr eben gemacht?“, fragte er seine Arbeiter in begreiflicher Erregung. Zögernd antworteten sie: Eigentlich gar nichts! Einer von ihnen habe Leim wärmen wollen und, um schnell fertig zu werden, einen ganzen Haufen Hobelsspäne in den Windofen geworfen und angezündet. Davon hätten der Ofen und der Kamin so gebrummt, daß sie alle erschrocken seien. Man wiederholte den Vorgang, und es ließ sich derselbe donnerähnliche Ton vernehmen, und zwar noch  $1\frac{1}{2}$  Ton tiefer, als Herr Walcker zu erreichen gehofft hatte. Nach längerem Überlegen ergab sich des Rätsels Lösung: Die Wände des Kamins waren stark genug, um der Schwingung einer so gewaltigen Luftsäule den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen; deshalb verdoppelte er die Stärke der Pfeifenwände und verband das ganze Register durch starke Eisenbänder. Als er nunmehr dem Sachverständigsten unter den Zweiflern das Register vorführte, konnte er beim Anschlagen der untersten Oktave dem 32-Füßer die Grundgewalt eines so tief und rein nie gehörtene Basses

entlocken; und die beiden umarmten sich vor Freude! „Seitdem fehlte es mir nie an Empfehlungen auf die weitesten Entfernungen hin“, schließt der Bericht.

Er hörte sich in der Tat viel erbaulicher an als manche Kastellan-anekdote drüben im Schloß aus dem Leben seiner herzoglichen



*Gotisches Gehäuse der Münsterorgel in Ulm*

Durchlaucht. Hier atmete man die gesunde Luft selbstgeschaffener Tradition. Solche Männer stehen auf eigenen Füßen, brauchen kein Gottesgnadentum, kein prunkendes Riesenschloß als beklemmenden

Hintergrund, keine staatliche Anlehnung. Was man selber machen kann, was sich aus eigener Kraft entfaltet, kann allein Stolz und Freude schenken.

Dies zweite Ludwigsburger Gesicht hat uns nicht wieder losgelassen; es gab den Schwabenwanderern ein seltenes Hochgefühl, im Schillerland Technik und Geist so innig vereint am Werk gesehen zu haben.

Wilhelm Blume

## Erzählungen aus der Dunkelkammer

Endlich waren die Lehrjahre meines Vaters vorbei; er hatte als Mechaniker angefangen und war dann zur Optik übergegangen. Welcher Zufall ihn darauf gerade nach Leipzig kommen ließ, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ihm zum Glück ausgeschlagen. Dort arbeitete er draußen in Lindenau in einem großen optischen Geschäft; doch das Zusammensetzen von Fernrohren gab seiner Tatkraft und seinem Ehrgeiz kaum genügende Aufgaben. Eines Tages aber wurde dort von einem Reisenden eine Pariser camera obscura angeboten, mit der man Spiegelbilder der Menschen festhalten konnte. Zugleich zeigte er einige solcher neuartigen Bilder vor, welche, da sie auf Quecksilberplatten gearbeitet waren, hin und her gewendet werden mußten, bis man in richtiger Beleuchtung ein zartgraues Bild darauf erkennen konnte.

Der Besitzer der optischen Anstalt schüttelte zweifelnd den Kopf über die neuartigen Wunderbilder, die nach dem Erfinder Daguerre Daguerreotypien genannt wurden. In den Nachmittagspausen gingen die Angestellten um den geheimnisvollen Kasten herum und machten ihre Witze über das neue französische Wundertier; nach acht Tagen stand es vergessen und verstaubt in einer Ecke. Mein Vater, der jüngste Angestellte dort, hatte sich kein Wort von der Auseinandersetzung des Reisenden mit dem Chef entgehen lassen und am selben Abend zu Hause in fiebiger Erregung jeden Satz aufgezeichnet, der über die Behandlung der Kamera und der Platten Aufschluß geben konnte. In aller Heimlichkeit hatte er an einen Onkel in Dessau geschrieben und sich zur Anschaffung des Apparats 300 Taler erbeten. Dieser Onkel, Kammerherr am Anhalt-Dessauischen Hofe, hatte vor kurzem auf einer Reise den Neffen in Leipzig besucht und ihm beim Abschied gesagt, in Notlagen könne er sich an ihn wenden. Ihm hatte offenbar der junge Mann, der so glühend für Technik und Maschinen schwärmte, gefallen; es hatte ihn erstaunt, daß hier zum erstenmal ein junger Dauthendey mit dem jahrhundertealten Familienherkommen, entweder zu studieren oder Offizier zu werden, mutig gebrochen und sich den Gesetzen einer gewandelten